

Aalener Jahrbuch 1990

Herausgegeben vom Geschichts-
und Altertumsverein Aalen e.V.

Bearbeitet von Karlheinz Bauer

Konrad Theiss Verlag
Stuttgart und Aalen

Schubart – ernst und heiter

Karlheinz Bauer

Unser Schubart – ein Dichter, ein Journalist, ein Musiker, ein Rebell! Es kommt immer wieder vor, daß Besucher des Aalener Heimat- und Schubartmuseums die Frage stellen: „Was war eigentlich Schubart in erster Linie? Ein Dichter, ein Journalist, ein Musiker oder ein Rebell?“ Diese Frage ist gar nicht so leicht zu beantworten. Dazu ist die Wertung über ihn und sein Werk zu verschiedenen Zeiten allzu unterschiedlich ausgefallen. Schon zu seinen Lebzeiten schwankte das Urteil über Person und Werk zwischen glühendster Begeisterung und schroffster Ablehnung. Was macht denn Schubart gerade heute so populär? Schubart als Dichter: Seine Gedichte liest kaum noch jemand. Gewiß – „Die Forelle“ kennt jeder. Aber jeder denkt dabei viel eher an den Tonsetzer Schubert als an den Dichter Schubart. Oder Schubart als Journalist: Seine Journale kennen die wenigsten. Wer blättert schon in Zeitungen, die 200 Jahre alt sind? Und Schubart als Musiker: Auf welchen Konzertprogrammen stehen seine musikalischen Werke? Solche hören wir bestenfalls bei Jubiläen historischer Vereine. Seien wir ehrlich: Sein Werk ist uns weithin unbekannt. Es ist seine Persönlichkeit, die uns beeindruckt. Seine Unerschrockenheit, sein Draufgängertum, sein polterndes Wesen, wie er mit jeder Art von Obrigkeit umging. Das imponiert uns. Ist Schubart für uns also doch in erster Linie der Rebell?

Der griechische philosophische Schriftsteller Plutarch schrieb einmal: „Wir würden vor Langeweile sterben, wenn uns nicht die Götter von Zeit zu Zeit große Männer zuschickten, die das matt gewordene Leben wieder auffrischten.“ Doch die Natur fordert für das Genie ihren Preis. Schubart hat die gestörte Eintracht und den tragischen Zwiespalt seines Herzens selbst erfahren. Der faustische Seufzer „Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust“ traf auf ihn wie auf keinen zweiten zu. Schubarts Wesen ist nicht eindeutig, es schwankt in spannungsvoller Polarität und offenbart tiefe Gegensätze. Dies sei mit beispielhaften Zitaten aus seinen Werken in aphoristischen Splintern betrachtet¹: Schubart – ernst und heiter – heiter, aber ernsthaft!

Schubart als Aalener

Aalens größter Sohn betrachtet seine Vaterstadt ein Leben lang als seine Heimat, die er über alles liebt und rühmt: „Aalen bietet durch seine schöne Gegend reichen Stoff zum Genuß der Natur.“ Den Aalener Bürgern verleiht er positive Prädikate, wenn er

schreibt: „In der Reichsstadt Aalen, wo zwischen Bergen, Eichenwäldern und dem fischewimmelnden Kocher dreitausend gesunde, knochenfeste, rauhschallende, biedere, altdeutsche Menschen wohnen, die dem Nordsturm im Rohrwang lieber horchen als dem Lispel des Wests in Buchshecken, . . . hatte die ganze Bürgerschaft . . . die Namen Kasper, Balthes, Melcher; und die meisten Mädels hießen Urschel oder Bärbel oder Ketter.“² Daneben bescheinigt er den alten Aalenern, „die wie Felsenquadern aus den Steinbrüchen der Natur genommen zu sein schienen“ und „rauhe Ecken“ hatten, daß sie „geschäftig, wild und stark wie ihre Eichen, Verächter des Auslandes, trotzig Verteidiger ihres Kittels, ihrer Misthäufen und ihrer donnernden Mundart“, kurz „Bürger von altdeutscher Sitte“ seien. „Was in Aalen gewöhnlicher Ton ist, scheint in anderen Städten tragischer Aufschrei und am Hofe Raserei zu sein.“ Der Polterer Schubart, der sich selbst als „offener, herausplatzender Tor“ bezeichnet, führt seinen „derben deutschen Ton“, der ihm so oft in seinem Leben übel aufstoßen sollte, auf die Aalener Sprache und damit auf den Polterton der Ostalb zurück.³

Schubart als Wahlschwabe

Von seiner blutmäßigen Abstammung her ist Schubart nahezu ein reinrassiger Franke. Dem entspricht auch sein blutvolles, stürmendes und wortgewaltiges Temperament, das so ganz unschwäbisch ist. Über seine schwäbische Umgebung schreibt er: „Der Schwabe hatte von jeher das Eigene – viel zu tun und wenig oder nur einsilbig davon zu sprechen.“⁴ Schubart, der in manchen Lebenslagen viel zuviel redet, schätzt aber schwäbische Eigenart, wenn er auch feststellt, „der Schwabe wird erst spät gescheit“.⁵ In einem seiner Gedichte behandelt er die Eigenschaft deutscher Stämme und findet dabei den für uns recht schmeichelhaften Schluß: „Doch übertrifft sie alle weit der guten Schwaben Herzlichkeit.“⁶

Schubart als Stadtbewohner

Schubarts Welt ist die Stadt, bürgerliche Lebensqualität steht für ihn als städtisches Leben. Vernichtend schildert er das Leben auf dem Lande: „Ich möchte nicht tot auf einem Dorfe sein. Da sitzt man in einer elenden Hundshütte und hat nichts als einen schwarzen Laib Brot in der Tischlade und kraftloses Wasser im Krug. Wenn's hoch kommt, habt Ihr eine Schüssel voll Milch und so saure und harte Knöpfeln, daß man damit kegeln kann. Will man aus dem Haus, so trifft man grobe Lämmel an, die oft dümmer sind als das Vieh, womit sie pflügen. Die Straßen sind so dick mit Kot gepflastert, daß man bis an den Hals darin versinken möchte. Das ganze Jahr sieht man nichts



Christian Friedrich Daniel Schubart (1739–1791)

als hier und da einen besoffenen Bauernkerl, eine schmutzige Bauernmagd, Ochsen und Esel, Hühner und Gänse. Die Mistgabel ist Euer Zeitvertreib, der Mistwagen Eure Kutsche, und der Kuhhirt und Nachtwächter Eure Musik. Pfui!“⁷ Dieser ländlichen Idylle setzt Schubart das Leben in der Stadt dagegen: „Da ißt und trinkt man weit besser, trägt . . . schöne Kleider nach der Mode, da sieht man weit schönere Häuser, da hört und sieht man immer etwas Neues, und da sind die Leute weit höflicher, freundlicher, artiger und geschickter. O, ich möchte nicht um viel Geld auf dem Dorfe wohnen und mitten unter Dreschfliegeln mein Leben zubringen!“⁸

Sein Idealbild sind die deutschen Reichsstädte, deren „Erfindungsgeist und Kunstfleiß“ er bewundert und wo „Würde, Reichtum, Freiheitssinn, gute Polizei, fester deutscher Ton und Gesinnung, Vaterlandsliebe, Gottesfurcht, Gastfreiheit, Redseligkeit, Gutmeinen und Herzlichkeit herrschen . . . und ein Geist ist, dessen unsichtbarer Hauch schon die Seele groß und weit macht“.⁹ Doch gerade prophetisch ist seine Befürchtung, „daß es vielleicht schon im nächsten Jahrhundert keine Reichsstadt mehr gibt“.¹⁰

Allzu schnell fühlt sich Schubart von seiner Umgebung beengt. „Ich wollte lieber ein Sklave in Tripolis sein als ein Bürger in Geislingen“¹¹, seufzt er am Orte seiner beginnenden beruflichen Laufbahn. Wie lebt Schubart auf, als ihn die Berufung an den württembergischen Hof nach Ludwigsburg erreicht und er der kleinbürgerlichen Enge, die ihn in Geislingen umklammerte, entrinnen kann. „Nun gute Nacht Geislingen mit deiner Einfalt, deinen Bergen, deiner Armut, deiner Geschmacklosigkeit, deinem Kirchhof und deinem Schulkerker!“¹² Aber am Ende seines Lebens muß er bekennen, „so wäre es mir und den Meinigen zuträglicher gewesen, wenn ich mein weiteres Glück in Geislingen abgewartet hätte, als daß ich mich auf einen Eisboden hinwagen wollte, auf dem ein Mensch wie ich notwendig Hals und Bein brechen mußte“.¹³

Schubart als Ehemann

Schubart hat ein sehr differenziertes Verhältnis zu Frauen. „Wer seiner Amme glaubt bis ins zehnte Jahr, wer sein Jünglingsleben mit Mädchen vertändelt, und wer als Mann seines Weibes Knecht ist: der ist kein Mann.“¹⁴ Von der Gleichberechtigung der Frau hält Schubart sehr wenig. „O, züchtigen Sie doch um Gottes Willen ein Ungeheuer – heißt Weiberregiment. Der Minotaurus hat in Kreta nicht wütiger gehaust als dies Scheusal in unserm Städtchen. Nur ich, gottlob! bin noch vor seinem Krokodilrachen verschont geblieben. Ich bin Mann im Hause und vor mir muß der Pantoffelszepter sich neigen. Denken Sie nur, . . . die Amtsbürgermeisterin schreibt ihrem Ehekrüppel bei jedesmaliger Ratssession die zu gebenden Vota auf ein Blättchen; die Frau des Syndikus revidiert Protokolle; des Stadtphysikus Ehehäftin purgiert, laxiert und klistiert

die Stadt zum Erbarmen; die Pfarrersweiber schreiben ihren Männern skandalöse Abkanzlungen vor; die Frau Präzeptorin prügelt ihren Mann vor den Buben; die Stadtzinkenistin bläst auf'm Turm die Baßposaune und ihr Mann haspelt zu Hause Garn ab; des Stadtwebels Bettkonsortin prügelt die Wachtphilister und ihr Mann strickt Strümpf unterm Tor. Selbst des Nachtwächters Rippe schreibt ihrem Manne vor, wie er den Tag anschreien soll. Ach, daß Gott erbarm! . . . Ein Weib fingert am Rosenkranz und beherrscht ein Königreich.¹⁵

Am meisten stört sich Schubart an gelehrten Frauen, die sich „mehr beeifern, zu schöngestern und mit mannigfaltigen Kenntnissen zu prunken, als durch weise Verwaltung des Hauswesens und sonderlich durch Studium der Kinderzucht wahrhaftige Hausehren zu sein“.¹⁶ „Ganz Europa wimmelt derzeit von gelehrten Weibern . . . In Deutschland gibt es jetzt 50 Schriftstellerinnen und darunter 20 Dichterinnen. Was soll das alles werden? Will Deutschlands Riesengenius an der Kunkel sitzen, . . . indes Kinderstube, Küche und Keller, Haus und Hof, Garten und Feld vernachlässigt werden.“¹⁷

Zum Glück hat Schubart in der Person der Helene Bühler aus Geislingen einen ganz anderen Typus von Frau geheiratet. Er rühmt sie in seiner Lebensbeschreibung als „ein Weib geraden und einfältigen Herzens, zur Demut und Niedrigkeit gewöhnt, häuslich, geschickt zu allen Verrichtungen der Hausmutter; sie liebt nach Grundsätzen und nicht nach vorüberrauschenden sinnlichen Eindrücken; daher hat ihre Liebe Dauer und immer gleiche Wärme . . . Ihr Herz war immer zum allgemeinen Wohlwollen gestimmt, dem Mitleiden geöffnet, . . . stark, den Anblick des Elendes auszuhalten, der ihre Lieben traf, und zu einer Mütterlichkeit gebildet, die alle Minuten bereit war, ihr Leben dem Glück ihrer Kinder aufzuopfern . . . Stille, häusliche Seligkeit, ruhiger Besitz eines kleinen, rechtmäßig erworbenen Eigentums, zuweilen ein goldner Zirkel von ihren Verwandten und Freundinnen um sie her; ihre Kinder versorgt und glücklich zu wissen, und einst mit Gott versöhnt und des ewigen Wiedersehens gewiß, in den Armen ihres Mannes sterben, das war alles, was sie sich wünschte.“¹⁸ In mehreren Gedichten preist Schubart die Vorzüge und leuchtenden Tugenden seines Weibes.¹⁹

Doch auf die häusliche Lebenspraxis wirft ein Brief seines Schwiegervaters, des Geislinger Oberzollers Johann Georg Bühler einen grellen Lichtstrahl, den dieser an den Obervogt richtet. Was sein „Tochtermann, der Präzeptor Schubart leider vor eine unanständige, niederträchtige, ärgerlich, verschwenderisch, zum Verderben gereicht, vor Gott und der Welt ohnverantwortliche Lebensart und Wirtschaft führet . . . Es wird nun mitgeteilt, daß Schubart täglich Braten, Fleisch und andere gute Bissen nebst Tee und Kaffee genießen, immerzu Tabak und darunter auch Knaster rauchen, den Bierkrug stets vor sich haben und zweifelhafte Gesellschaften bedienen, mit Hintansetzung seiner obliegenden Schulgeschäfte da und dort Einkehr machen wolle.“ Den Schwiegervater belastet besonders, daß Schubart sein Weib „etliche Tage vor ihrer

Niederkunft also traktiert, daß sie blaue Augen in das Kindbett gebracht, und daß er zwei Tage vor dieser Niederkunft auf Kuchen [bei Geislingen] gefahren, dann durch die Ortschaften gejohlet und nachher das Weib nebst ihrer Schwester zum Haus hinausgejaget, letzterer auch Beulen beigebracht und sie blutrünstig geschlagen, ja sogar zum Zeichen seiner Tollheit eine Kunkel in den Stadtgraben hinausgeworfen“. Die Geislinger Tradition weiß noch beizufügen, daß diese Kunkel – es war Winter – über Nacht im Stadtgraben eingefroren und dort zum Spott der Stadtbevölkerung noch längere Zeit sichtbar gewesen sei.²⁰

Reichlich spät kommt Schubarts Einsicht, „daß sich mein Weib durch ihre Verheiratung nicht glücklich machen konnte. Es war die Verbindung des Sturms mit der Stille, der feurigen Torheit mit der abgekühlten Vernunft, der Anarchie mit der Ordnung.“²¹

Schubart als Lehrer

Seine erste berufliche Station findet Schubart in Geislingen, wo zu seinen Aufgaben u. a. die Stelle des Knabenschulmeisters an der Deutschen Schule gehört. Für das Schulamt ist Schubart von seinen Begabungen her nicht ungeeignet. „Zum Lehrfach“, so schreibt David Friedrich Strauß, „war er an und für sich gar nicht ohne Befähigung. Seine Gabe der Konversation, seine Fertigkeit, was er dachte und empfand, in lebendiger Rede klar und eindringlich wiederzugeben, mußte ihm als Lehrer sehr zustatten kommen.“²² Ein volles Lob spendet ihm auch der Dichter Johann Georg Fischer, wenn er schreibt: „Er war ein Lehrtalent von eminenter Bedeutung. Sein rascher und scharfer Blick in die Verhältnisse des Ganzen und des Einzelnen, sein packender Ausdruck den Dingen den richtigen Namen zu geben, alles wirkte zusammen, seine Schüler im Innersten zu fassen.“²³ In Geislingen, wo Schubart sechs Jahre Schulmeister war, ist er recht beliebt. Schubart berichtet darüber selbst: „Bei allen meinen Fehlern hatte ich doch in Geislingen ungemein viel Freunde. Man schätzte meine Gaben, man belohnte sie nach den Kräften der Inwohner, man entschuldigte mich im Tone des altdeutschen Gutmeinens: 's ist eben 'n junger Mann! Laßt 'n gehen! 's wird ihm schon kommen!“²⁴

Gleichwohl hat sich Schubart in seinem Beruf als Schulmann gar nicht glücklich gefühlt. Die Verhältnisse, die er antrifft, sind nicht günstig, die Besoldung klein, die Schülerzahl groß, mit seinen Vorgesetzten, den Geistlichen, steht er fortgesetzt auf gespanntem Fuß, mit dem Unverstand der Eltern hat er häufig zu kämpfen. Über sein Geislinger Schulamt klagt er: „Meine Schule, der ich vorgesetzt wurde, sah einem Stalle ähnlicher als einem Erziehungshause für Christenkinder. Über hundert Schüler, roh und wild wie unbändige Stiere, wurden mir auf die Seele gebunden. Ich erschrak mehr über das Unangenehme meines Amts als über die Schwere meiner Pflicht.“²⁵ Von einem Stellenwechsel an eine andere Schule verspricht sich Schubart nichts: „Wenn ich

wollte, so könnte ich jetzo den Ort, aber nicht mein Unglück verändern. In Aalen braucht man einen Präzeptor, der für nichts alles können soll. Aber ich mag diese Stelle nicht, ich würde doch dabei nichts als den Esel verändern. Von einem Esel auf den andern! Das ist das Schicksal eines Troßbuben, und zudem mag ich nicht einem hochedlen und hochweisen Magistrate dienen, der aus zwölf Bauernkerle besteht, die mit Mistgabeln in den Händen über das jetzige europäische Staatssystem urteilen.“²⁶ Lehrer zu werden, empfiehlt jedenfalls Schubart seinen Zöglingen nicht: „Ein Schulmeister? O behüt's Gott! Lieber bei Wasser und Brot ins Zuchthaus als sein Lebttag menschliche Säu hüten!“²⁷

Schubart als Kantor

An der ersten Stätte seines beruflichen Wirkens, in Geislingen, erfüllt Schubart neben seinem Schulamt auch die Stelle eines Musiklehrers für die Schuljugend, eines Musikdirektors für die Stadt- und Kirchenmusik und den Dienst eines Organisten an der Stadtkirche. Musikalisch gesehen trifft Schubart in Geislingen ein äußerst steiniges Ackerfeld an, wie dies in allen Städten dieser Größe damals zu erwarten war. Er schreibt darüber: „Mein Musikchor, dem ich vorgesetzt wurde, bestand aus einigen zwar nicht unbrauchbaren alten Bürgern, aber an meinen Stil waren sie nicht mehr zu gewöhnen.“ Sie haben „schöne Anlagen zur Musik; man findet da viel ungemein helle weibliche Stimmen und Instrumentenspieler unter den Bürgern. Ich behalf mich daher mit einigen von mir gebildeten Schülern so gut als ich konnte, die daselbst die Musik fortpflanzten; wiewohl der kümmerliche Lohn die Musik daselbst nie recht gedeihen lassen wird.“²⁸ Schubart hat also versucht, einen Erwachsenenchor heranzubilden, mit dem der stürmische, eigenwillige und spottfreudige Schulmeister sicher auch einigen Ärger hat. Denn lobt er hier die Musikalität seiner Sänger, so sagt er ein andermal: Hier „herrscht so wenig Geschmack in diesem Punkt, daß sie das Gedudel der Kuhhirten dem besten Konzerte weit vorziehen. [Lieder wie] ‚Die Tochter soll ins Kloster gehn‘ und ‚Ei, jagt mir doch die Käfer weg!‘ sind die Leibstückchen unserer Honoratioren. Seit der bayerischen Invasion ist im Ulmischen keine Veränderung im Geschmack und in der Mode vorgegangen.“²⁹ Diese Klage ist verständlich, ist doch Schubart, dem allgemeinen Geiste seiner Zeit weit vorausgeeilt, schon ein begeisterter Verehrer Johann Sebastian Bachs, dessen Werke man damals durch den Stil- und Geschmackswandel nicht mehr oder noch nicht zu hören bekommt.

Auch die Kirchenmusik, die Schubart nach seiner Berufung in Ludwigsburg vorfindet, schildert er als „äußerst verdorben“. Man singt beim Gottesdienst „Opernarien, preßte erbärmlich deutsche Texte drunter und führte sie meist elend auf“.³⁰

Über seine phantasievolle Chorarbeit erzählt uns eine kleine Anekdote. Ein Geistlicher soll Schubart einmal sehr aufdringlich gebeten haben, einen selbst gewählten re-

ligiösen Text für den Chor zu vertonen. Schubart wählt die Worte „Wir können nichts wider den Herrn“ und legt der Komposition die Form der Fuge zugrunde. Als nun der Gesang anhebt, so ertönt in unendlicher Wiederholung „Wir können nichts! Wir können nichts!“, so daß sich die Zuhörer des Lachens nicht erwehren können und der erbauliche Gewinn gering genug ist.³¹

Neben seiner Chorleitung vernachlässigt er die Instrumentalmusik keineswegs. Des Sonntags in der Kirche hat er ein kleines Orchester, über das er sich allerdings nicht sehr begeistert äußert, wenn er sagt, daß er „an des Herrn Ruhetag mit neun Furien, die anstatt brennender Fackeln Fiedelbögen tragen [seine Musikanten], gemartert“ werde.³² Er selbst fungiert dabei als musikalisches Universalgenie, „spielte bald Orgel, bald Violine, bald Violoncello [und] sang mit donnernder Stimme voran“.³³

Als „liederliche Arbeiten“ sehr verhaßt sind Schubart seine Kantorendienste bei Beerdigungen, wenn er etwa „vor dem Sarge einer alten Spitalfrau mit acht geflickten Mänteln wie unsinnig ein Totenlied schreien“ muß. Oder gar das Weihnachtssingen, ein noch aus dem Mittelalter stammender Brauch, daß Schüler im Scheine von Papierlaterne während der Weihnachtszeit von Haus zu Haus ziehen und sich durch Singen etwas erbetteln. Schubart muß mitgehen, um Unruhen zu vermeiden. Es ist ihm so zuwider, „die heiligen Christfeiertage mit 42 Eseln [seinem Singchor] und einem Maultier, das auf lateinisch Kantor heißt, von Haus zu Haus betteln gehen“ zu müssen, daß er schreibt: „In Nürnberg hat zu meiner Zeit ein Mann einen Affen abgerichtet, welcher sich mit gravitätischer Miene unter einen Haufen Katzen setzte, und sobald er den Takt gab, so fingen die Katzen erbärmlich danach zu schreien an. Eine völlige prophetische Satire auf mich; denn der Affe, der den Takt gibt, bin ich, und meine Buben sind die Katzen, welche schreien. Der Unterschied ist nur der, daß sich der Mann in Nürnberg mehr damit verdiente als ich.“³⁴ Fürwahr, eine harte Klage!

Schubart als Musiker

Von allen Künsten preist Schubart die Musik stets am höchsten. In seinen „Ideen zu einer Ästhetik der Tonkunst“ stellt er deutlich deren Herkunft aus dem Göttlichen heraus. „Was hat der Mensch aus diesen sieben Tönen [der Tonleiter] gemacht! Er ahmt damit das Säuseln des Frühlingslüftchens wie das Heulen des Nachtwindes und den waldbeugenden Sturm nach. Er liebt, er zürnt, er klagt, er tobt; raset, betet, verflucht; er lacht, er weint, er mischt sich ins Halleluja der Engel und ins dumpfe Getöse der Harfen des Todes vom Donner gespalten – und dies alles mit sieben Tönen!“³⁵ Schubart hat recht, ein Wunder ist die Welt der Töne!

Schubarts Musikideal ist die Einfachheit der Form und der Vorrang des Gesangs vor allem Musizieren. „Ein natürlich schönsingendes Bauernmädchen rührt mehr als der erste Violinist der Welt.“³⁶ „Der Gesang ist so natürlich und entquillt so frei und so kunstlos unseren Herzen, daß jedes Gefühl von Heiterkeit oder von süßer Schwermut oder jeder leidenschaftliche Drang hinreichend ist, uns die Lippen zum Gesang zu öffnen.“³⁷ Welch echten Volkston finden wir auch in Schubarts Liedern!

Verhaßt ist ihm jede Form von konzertantem Stil mit dem Aufwand großer Klangkörper. Er sieht darin den nahen Zerfall der Tonkunst. Vor allem im liturgischen Bereich der Kirche lehnt er die nach seiner Meinung theaterhafte Verweltlichung der Musik ab. Die Musik „ging von der äußersten Einfalt in Pracht über und vereinigte die weltliche Miene des Dramas mit dem Glutantlitze des Kirchenstils“.³⁸ Die Schuld für diese Entwicklung gibt er den Herrschenden, „denn diese taten an die Genies die unsinnige Forderung, die Kirche aufs Theater und das Theater in die Kirche zu pflanzen. Dieser Zwang veranlaßte die Tonmeister, eine gewisse Üppigkeit in den Kirchenstil zu bringen, der die Glut der Andacht beinahe ganz ertötet.“³⁹ Bei den Katholiken tadelt Schubart, ihre Messen hätten „schon einen Anstrich von Theaterchören“.⁴⁰ Den Protestanten wirft er vor, daß sie nicht singen, sondern „brüllen, kreischen, rasen und toben“.⁴¹ „Ich weiß nicht, welch ein Geist der Verwirrung einmal ausgegangen sein muß, der den Protestanten den lahmen Gedanken eingab, sogenannte Kantaten in die Kirche zu verpflanzen . . . Wer sieht nicht schon aus der Beschreibung, daß dies eine musikalische Harlekinsjacke sei, die man nie an den heiligen Wänden des Tempels aufhängen sollte.“⁴²

In seinen Musikbetrachtungen erweist sich Schubart als trefflicher Kenner der Musikgeschichte. Seine Urteile über Musik und Musiker sind zwar oft treffend und plastisch, zuweilen aber ganz und gar nicht verläßlich. Der gregorianische Gesang ist für ihn „tösendes Pfaffengebrüll“.⁴³ Die Epoche der niederländischen Schule erscheint ihm hierzulande „in leere, strotzende Pracht ausgeartet“.⁴⁴ Den großen Meister Heinrich Schütz erwähnt er mit keiner Silbe. Bach rühmt er dagegen als ein „Genie im höchsten Grade“ und „unsterblich“. „Schwerlich hat die Welt jemals einen Baum gezeugt, der . . . so unverwesliche Früchte trug wie dieser Zedernbaum.“⁴⁵ Auch Händel hält er für einen „Riesen“ und „eines der ausgebildetsten Genies, die jemals gelebt haben“.⁴⁶ Mozart rechnet er „unter die frühzeitigen musikalischen Köpfe“, die „wohl schwerlich seinesgleichen“ finden.⁴⁷ Haydn dagegen „tändelt zuweilen . . . Diese Flitter gleichen oft dem buntscheckigen Kleide des Harlekins.“⁴⁸ Wenig Verständnis zeigt Schubart für die Musik anderer Völker. „Der Franzose winselt in weibischen Tönen . . .“ und „klitscht an der Oberfläche der Dinge ab“.⁴⁹ Russische Volkslieder machen auf ihn eine „greuliche Wirkung“.⁵⁰ Nur die italienische Musik hat vor ihm Bestand. „Ganz Europa“, so muß er bekennen, „hat sich nach den Welschen gebildet.“⁵¹

Schubart als Dichter

Kein Geringerer als der Dichter Christoph Martin Wieland schreibt dem jungen Schulmeister Schubart nach Geislingen: „Sie sind zum Dichter geboren.“⁵² Wieland hat früh Genie und Sprachgewalt seines jungen Freundes erkannt und ihn auf seinem Wege ermutigt. Schubarts großes Idol am deutschen Dichterkönig ist aber Friedrich Gottlieb Klopstock, dessen Werke im Zeitalter des Rationalismus auf die deutsche Geisteswelt wie eine Offenbarung wirken. Vor allem an Klopstocks „Messias“ entzündet sich Schubarts flammende Leidenschaft; er schätzt diese Dichtung als das „erste und größte Werk des deutschen Genius“.⁵³ Klopstock ist für ihn „der größte Geist unserer Zeit“⁵⁴, „die Ehre unseres Jahrhunderts und der Stolz der Deutschen“⁵⁵, der Dichter, der „das Maß des poetischen Genies“ angibt⁵⁶, und Schubart dankt Gott im Himmel, daß dieser Dichter „ein Deutscher ist“.⁵⁷ Schubart hat eine Skala der vorzüglichsten deutschen Dichter aufgestellt, in der er diese nach sachlichen Kriterien mit Punkten bewertet. Wie zu erwarten, stehen darin Klopstock und Wieland an der Spitze, während Goethe, Schiller und Lessing deutlich nachgeordneten Rang einnehmen.⁵⁸

Schubarts dichterisches Werk, insonderheit seine Gedichte, zeigen auffallend gegensätzliche, ja konträrste Stimmungsgehalte. Nach seinen eigenen Worten hat er seine Gedichte „teils im Gefängnisse, teils in der Freiheit“ gefertigt. „Erstere weint’ ich in der Nacht des Jammers nieder; diese macht’ ich meist im Taumel der Welt, im Glutgefühl der Jugend und heiligen Freiheit.“⁵⁹ Die landläufige Meinung von Schubart ist die eines sanguinischen, lebensbejahenden Temperaments, und man denkt gerne an seine strömenden dichterischen Ergüsse über Natur, Frühling und Minne. Dabei übersieht man, daß der Hauptteil seines dichterischen Werkes von tiefen Inhalten ist, angefüllt von tönenden göttlichen Preisgesängen und echter religiöser Ergebung bis hin zu quälenden Seelenkämpfen und erschütternden Todessehnsüchten. Schubart deutet seine Seelenlage selbst an, wenn er sagt, „in welcher Lage ich die meisten meiner Lieder sang, wie ich sie oft mehr niederblutete als niederschrieb“.⁶⁰

Schubart als Patriot

Schubarts Werke durchzieht allenthalben der Faden einer glühenden Vaterlandsliebe. Darin ist er ein Kind seiner Zeit, die sich engagiert müht, sich gegen welschen Tand abzusetzen. Sein großes nationales Fürstenideal ist der Preußenkönig Friedrich der Große – „der Einzige“, wie er ihn oftmals nennt⁶¹ und dessen Taten er grenzenlos bewundert. Sein Sehnen, „daß doch einmal Vaterlandsliebe unter dem großen deutschen Volke allgemeiner werden möchte“⁶², ist unbändig. „Alles Große, Gute, Edle und Schöne in Worten, Taten und Werken“ entspringt einzig aus der Vaterlandsliebe.⁶³

„Vaterlandsliebe muß schon in der Jugend geweckt werden . . . Hört dann der Jüngling von Jugend auf nichts als die Namen berühmter Juden, Griechen und Römer, so nimmt er fremde Gesinnungen an und verliert seine vaterländische Ichheit.“⁶⁴ „Dem braven Manne ist das Vaterland mehr als Vater, Mutter und Braut.“⁶⁵

Daß eine gesunde Vaterlandsliebe nicht unbedingt das Fremdrassische bekämpfen muß, weiß auch Schubart, wenn er schreibt: „Herrlicher Anblick, wenn der Schwarze neben dem Weißen steht und sie beide mit gefalteten Händen hinaufblicken zum Allvater, dem der Neger und der Weiße und der Mulatte alle gleich sind; denn sie sind all seine Geschöpfe.“⁶⁶ Namentlich das jüdische Volk schätzt Schubart sehr. Er rühmt dessen Kunstsinn und prophezeit, offensichtlich unter dem Aspekt der Bibel: „Wenn die Geschichte der Welt einmal ganz und vollendet dasteht, so wird man gestehen müssen, daß die Juden das wichtigste Volk in der Menschengeschichte gewesen seien.“⁶⁷

Trotzdem – wenn es bei Schubart um Politik geht, kommt das Ausland nicht besonders vorteilhaft weg. „Die Franzosen . . . zeigen . . . einen Geist, der sich nicht schämt, seine Fehler vor aller Welt zu bekennen . . .“ Den Briten verunstaltet „Stolz und Gewinnsucht“. „Spanien und Portugal haben auf die Sitten des übrigen Europa keinen Einfluß. Der . . . Italiener . . . wirkt bloß durch Schall und Farben auf die übrige Welt. Selbstklugheit, Gewinnsucht und Grobheit zeichnet den Holländer, und der Pollacke übt die alte Wildheit noch in der Leibeigenschaft . . . Der Russe hat noch keine feste moralische Stellung, wird sie auch bei . . . seiner halbtierischen Lebensart wohl schwerlich jemals bekommen. Der Däne zeichnet sich nicht sehr durch Geist aus . . . Der Schwede ist ein Affe der Deutschen im Guten und Bösen.“⁶⁸

Eine um so höhere Einschätzung erfährt im Vergleich dazu das Deutschtum. „Bleiben wir einig, wie wir's jetzt sind, so werden wir bald die erste Nation der Welt sein“⁶⁹, „ . . . daß es bald heißen möge, wie ehemals von den Griechen: die Deutschen sind die Lehrer der Welt geworden – und sie verdienen's.“⁷⁰

Schubart als Journalist

Schubart hat in Augsburg die „Deutsche Chronik“ gegründet. Sie gehört zu den ältesten Produkten deutscher Zeitungsgeschichte und erregt durch ihre freimütig-kühne Kritik weitestes Aufsehen. Bitter beklagt sich Schubart über die Knebelung der Presse durch die Herrschenden seiner Zeit: „In ganz Europa liegen alle Zeitungsschreiber in Fesseln. Daher kömmt's, daß man statt wahrer politischer Gemälde nur elende Schmierereien vor das Publikum hinstellen muß.“⁷¹ „Europa scheint jetzt nach dem Gemälde, das die Zeitungsschreiber davon machen, ein so langweiliges, schläfriges Weib zu sein, daß, wenn dies ihre Urgestalt wäre, sie Jupiter gewiß nie entführt haben würde. Alles, was dermalen von unsern Kaisertümern, Königreichen und Fürstentü-

mern in den Zeitungen steht, ist bloß Vegetation und nicht Leben. Feste, Jagden, Galatage, Opern, Komödien, Soldatenmusterungen, mystische Audienzen – dies ist alles, was wir jahraus, jahrein von den Höfen der Großen hören. Das übrige, was wir gerne wissen möchten, gehört unter die Rubrik von Staatsgeheimnissen.“⁷² Unbarmherzig geißelt er die Nichtigkeiten, mit denen seine Herren Kollegen Journalisten ihre Zeitungen füllen. „Da hat ein Mann in der Hundewut seine Frau gefressen; dort hat ein Schwein einen Hund geworfen; und im Ungerlande hat gar eine Mücke einen wohlgestalteten Elefanten zur Welt gebracht. Man müßte mich kitzeln, wenn ich über diese Narrheiten lachen sollte. Eine Zeitung ist nach meinem Ideal kein Vademecum für lustige Leute; kein Bienenkorb voller Schwänke . . . Treue Erzählungen von den großen Weltbegebenheiten, von Krieg und Frieden, Staatsumschwüngen; treffende Reflexionen über die Lage der Staaten; Beiträge zur Natur-, Gelehrten- und Kunstgeschichte stehen dem Zeitungsschreiber besser an, als das Harlekinkleid erdichteter Anekdoten, Lügen, Märchen, Possen.“⁷³

Mit dem Stil seiner mutigen, respektlos-satirischen Publizistik setzt sich Schubart als Journalist in deutlicher Profilierung ab von all seinen Kollegen, mit denen er hart ins Gericht geht: „Unter allen kriechenden Kreaturen des Erdbodens ist der Zeitungsschreiber die kriechendste. Wie er da mit kindischer Bewunderung den Pomp der Großen anstaunt! Wie er in pedantischer Ehrfurcht . . . nach dem Schlafrockzipfel eines ausgetrockneten Hofmarschalls schnappt und ihn demütig küßt! Wie er mit dem Hütlein unterm Arm krumm und gebückt im Vorsaal steht und dem niesenden Fürsten und Höfling sein Salus entgegenkeucht! . . . Alle unsere Schriften haben das Gepräge unsers sklavischen Jahrhunderts und die Zeitungen am meisten.“⁷⁴ „Unwillig dacht’ ich“, so urteilt Schubart, „was’n Zeitungsschreiber für ein kalter, trockner, langweiliger Kerl sei – gegen einem Menschen, der ’s Herz am rechten Fleck sitzen hat.“⁷⁵

Schubart als Protestant

Das Aufbegehren, Opponieren, Protestieren gegen Unrecht, Mißstand und Unbequemes ist Schubarts ureigenste Wesenheit. Dies ist zu einem entscheidenden Anteil aus der Wurzel seines gläubigen Luthertums erwachsen. Schubart ist tief im Protestantismus verankert. Martin Luther ist für ihn der Prototypus eines großen Deutschen von allgewaltiger Wirkung in religiösen wie in politisch-sozialen Bereichen. Die Freiheit eines Christenmenschen bedeutet ihm Leitbild humaner Religiosität und menschenwürdiger Gottesbegegnung.

Für seine Zeit erstaunlich fortgeschritten denkt Schubart über Ökumene und Toleranz. Der Zusammenschluß christlicher Bekenntnisse ist für ihn eine durchaus vor-

stellbare Vision: „Man liest da aus einer Bibel, singt aus einem Gesangbuche, predigt, katechisiert, betet, segnet in einer Kirche, auf einer Kanzel, an einem Altare.“ Freilich sieht er als Haupthindernis für den Anbruch dieser „himmelvollen Zeit“ das Fehlen der nötigen Toleranz.⁷⁶

Durch die überaus kritische Brille des Aufklärers betrachtet Schubart nun die verschiedenen christlichen Bekenntnisse. Die orthodoxe Kirche bedarf nach seiner Meinung „noch großer Verbesserung. Ihre Liturgie ist gar dürftig gesalbt, und ihre Popen, meist aus der Hefe des Pöbels genommen, sind abscheuliche Hohlschädel, die das dümmste Zeug predigen . . . Die russischen Kirchen sind prächtig, aber geschmacklos; Öl und Wachs verdampft da im Überflusse.“⁷⁷ An der katholischen Kirche kritisiert er die starke Betonung der Kirchengewalt. Mächtig wettet er gegen Pfaffengeist und päpstliche Tyrannei. „Alle weltliche Despotie ist noch Gnade gegen hierarchische Wut.“⁷⁸ Sein besonderer Angriff gilt dem Geiste des Jesuitenordens, „der sich wie epidemischer Hauch im Finstern oder am hellen Mittage verderbend in einem Staate verbreitet“.⁷⁹ Aber auch das eigene Lager schont er nicht. Heftige Klage führt er gegen die evangelische Geistlichkeit, „ohrenfeuchte Prediger, ästhetische und philosophische Laller, die mit ein paar aufgehaschten Zauberformeln Christus und Bibel wegdekklamieren wollen und dafür ein Spinnengewebe aufhängen, das jedes durchfliegende Mücklein zerreißt“.⁸⁰

Schubart als Christ

Man möchte in diesem Zusammenhang Schubart die Gretchenfrage stellen: „Nun sag, wie hast du's mit der Religion?“ Eine berechtigte Frage an einen Mann, dem wegen Lästerung und Freidenkertum 10 Jahre Festungshaft verpaßt werden. Auch seine Ehefrau ist sich in diesem Punkt nicht sicher. Schubart berichtet, daß sie einmal vor ihm auf die Knie niedergefallen ist und ihn mit aufgehobenen Händen gebeten hat: „O Mann, ich bitte dich, werd' ein Christ!“⁸¹, und er gibt in seiner Lebensbeschreibung darauf die direkte Antwort: „Ich weiß, an wen ich glaube! Ich bin ein Christ!“⁸²

Freilich geißelt er jede Verfälschung christlicher Grundideen und poltert gegen jede Form unechter Frömmigkeit: Wir haben „Legenden, geistliche Klistierspritzen, himmlische Würzgärtlein, marianische Pomadebüchsen und erbauliche Hanswurstiaden noch die Menge unter uns. Bei uns kann man noch in Kupferstichen vor Erbauungsbüchern sehen: Gottvater in einem damastenen Schlafrock und Pantoffeln. Gott der Sohn mit einer baumwollenen Perücke, die sieben Todsünden, die miteinander tanzen und so greulich rumoren, daß der Alte mit einer Kugelbüchse die Bestien vor 'n Kopf schießt – die Nachtvögel, die Schuhu- und Fledermauseelen johlen wie Bacchanten in der Nacht und die Weisen verkriechen sich im Winkel, seufzen und weinen.“⁸³

So massiv Schubart gegen Mißstände in der Amtskirche und deren Diener auftritt, gegen die Substanz des Glaubens duldet er keinen Spott. Deshalb verfolgt er die revolutionären Vorgänge von 1789 in Frankreich, die er politisch durchaus gutheißt, mit einiger Sorge, weil dort „Worte fielen, die Spott und Verachtung gegen die Bibel verrieten“.⁸⁴ Aus demselben Grunde verhält sich Schubart auch solch radikalen Köpfen wie Voltaire gegenüber recht skeptisch. Ihn nennt er einen „Spötter über die Bibel, über Christus und alle Heiligen“.⁸⁵ Solcher Spott geht ihm zu weit! Die Aufklärung in Ehren, aber sie soll nicht das Licht ausblasen!⁸⁶ An dieser Haltung spürt man Schubarts Erziehung in der Strenge eines protestantischen Pfarrhauses, den geistigen Boden, von dem er sich zwar abgestoßen hat, der ihm aber doch lebenslang an den Sohlen klebt.

Schubart als Revolutionär

„Wäre Schubart, wenn er heute lebte, ein Terrorist?“, diese Frage drängt sich einem unwillkürlich auf. Schubart gilt als der revolutionäre Aufklärer, der sich gegen die Zustände im absolutistisch regierten Württemberg wendet und sich im Sinne der französischen Aufklärung für die Freiheit und Gleichheit seiner Mitmenschen einsetzt. In seinen kraftvollen Reden gegen weltliche und geistliche Obrigkeiten erscheint er uns recht sympathisch. Solche Töne kommen heutzutage gut an, etwa wenn er in der „Deutschen Chronik“ von 1775, also zwei Jahre vor seiner Verhaftung, unter „Zeichen der Zeit“ in der geschickten Formulierung des Konjunktivs schreibt: „Alle unsre Zeitungen sind nichts anders als wiedergekäutes Gewäsche von Alltagsgeschichten und Lobsprüchen auf Regenten, die wir nicht einmal kennen. Den Zeitungsschreiber möcht’ ich sehen, der vor das Publikum hinträte und mit Gewitterberedsamkeit spräche: Dieser Fürst legt seinen Untertanen unerträgliche Lasten auf; jener Staat verkennt die Grundgesetze der Menschlichkeit; dort klirren die Fesseln des schrecklichsten Despotismus; da leckt ein gieriger Selbstherrscher mit Schlangenzunge an den Grenzen einer friedsamem Republik; in jenem Freistaat ächzt der Freigeborne unter dem Fußtritt eines Archonten; hie oder da oder dort schleicht der Aberglaube, schwarz wie die Nacht, und birgt den blinkenden Dolch unterm Priestergewand; hier weht die schreckliche Fahne des Unglaubens und läßt tausend Betrogene den scheußlichen Schwur schwören: Gott zu verleugnen und das Blut des Mittlers zu verspotten, das im Allerheiligsten raucht. Hier gelten veraltete Symbole mehr als Vernunft; dort gilt Tyrannei des Herkommens mehr als Weisheit; hier wird das Ebenbild der Gottheit – der Mensch, durch schlechte Erziehungsgrundsätze zum Vieh herabgewürdigt; dort schleicht das Gerippe von einem Untertan oder Bürger, der zum Himmel ächzt und den letzten blutigen Heller seinen gierigen Peinigern hinzählt.“⁸⁷ Dieses Zitat ist typisch für die Literaten unter den Frühaufklärern. Ihre Angriffe nennen den

Feind unter den Regenten nie, sondern richten sich stets gegen die allgemeinen Verhältnisse.⁸⁸

Trotz solcher Töne müssen wir Schubarts revolutionäre Stoßkraft differenzieren. Er ist nicht der Revolutionär unserer Maßstäbe, sondern der Maßstäbe seiner Zeit. Schubart begrüßt die Französische Revolution, tadelt aber stets ihre Auswüchse. Schubart ist kein Gegner von Religion und Christentum, sondern wendet sich nur gegen Mißbrauch durch kirchliche Amtsdienere. Schubart ist kein grundsätzlicher Gegner der Fürsten, sondern wendet sich nur gegen Mißbrauch ihrer Macht. Er ist glühender Verehrer Friedrichs des Großen und schreibt wiederholt Preisgedichte auf weltliche und geistliche Fürsten. Der junge Schubart richtet sich auch noch nicht gegen den Absolutismus an sich, sondern nur gegen dessen Auswüchse. Erst in Augsburg findet der gereifte Schubart den Anschluß an die radikalere Richtung der Aufklärung. Er wendet sich nun polemisch gegen die absolutistische Regierungsform und ist der republikanischen Staatsform zugetan, was wenige Jahre später dann seine Kerkerhaft zur Folge hat. Der ältere Schubart, allerdings durch lange Jahre der Haft gebrochen, erteilt schließlich der republikanischen Regierungsform eine deutliche Absage zugunsten der Monarchie⁸⁹ und preist England „glücklich durch seine vollkommenste Staatsverfassung“.⁹⁰ Schubart ist also zum Verfechter der konstitutionellen Monarchie geworden.

Von den verschiedensten Perspektiven her wurde versucht, Persönlichkeit und Wesenszüge Schubarts zu beleuchten, seine Vorzüge und Fehler, seine Begabungen und Irrtümer aufzuzeigen. Vornehmlich ging es darum, den Menschen Schubart in seinem Werk selbst zu befragen nach seinem Denken, Fühlen und Sinnen, nach der historischen Bedingtheit seiner Persönlichkeit, nach der individuellen Bedingtheit seines hinterlassenen Werkes. Nun ist auch die Ausgangsfrage beantwortet: Was war Schubart in erster Linie? Ein Dichter, ein Journalist, ein Musiker, wie es in den Lexika steht, oder gar doch ein Rebell? In erster Linie keines von dem. Das Phänomen Schubart ist auch nicht voll begreifbar unter dem Aspekt des mißhandelten Patrioten, als den ihn das 18. Jahrhundert sah. Schon gar nicht werden wir dem Wesen Schubarts gerecht, wenn wir ihn zwischen ausschweifender Lebensgier und unglücklichem Gefangensein oder gar zwischen Witz und Anekdote ansiedeln, wie es die biedermeierliche Romanistik des 19. Jahrhunderts fertigbrachte. Schubarts Botschaft von zeitloser Geltung war der leidenschaftliche Ruf nach Freiheit. Die Freiheit des menschlichen Geistes von jeder Form der Knechtschaft schafft die Basis für die Würde des Individuums. Dafür hat Schubart teuer bezahlt; diesen Idealen hat er sein Leben geweiht. „Wo find' ich dich, heilige Freiheit, o du, des Himmels Erstgeborene? Könnte Geschrei dich wecken; so schrie ich, daß die Sterne wankten, daß die Erd' unter mir dröhnte, daß gespaltene Felsen vor dein Heiligtum rollten und seine Pforte sprengten.“⁹¹

Anmerkungen:

- 1 Als Quelle dienen vor allem: Christian Friedrich Daniel Schubart, *Gesammelte Schriften und Schicksale*, 8 Bände, Stuttgart 1839/40
- 2 Desgl., Bd. VI, S. 90
- 3 Desgl., Bd. I, S. 16, 17
- 4 Desgl., Bd. VIII, S. 224
- 5 Desgl., Bd. VI, S. 193
- 6 Desgl., Bd. VIII, S. 66
- 7 G. Fehleisen, *Schuldiktate Schubarts während seiner Wirksamkeit an der Geislinger Schule 1763–69*, Tübingen 1929, S. 10
- 8 Desgl., S. 10, 11
- 9 Schubart, Bd. VIII, S. 46, 47
- 10 Desgl., Bd. VII, S. 187
- 11 Eugen Nägele, *Aus Schubarts Leben und Wirken*, Stuttgart 1888, S. 399
- 12 Schubart, Bd. I, S. 83
- 13 Desgl., Bd. I, S. 84
- 14 Desgl., Bd. VIII, S. 131
- 15 Desgl., Bd. VIII, S. 59, 60
- 16 Desgl., Bd. VIII, S. 249
- 17 Desgl., Bd. VII, S. 180
- 18 Desgl., Bd. I, S. 79, 80
- 19 Desgl., Bd. IV, S. 181, 241, 297
- 20 Eugen Nägele, a. a. O., S. 37, 38
- 21 Schubart, Bd. I, S. 80
- 22 G. Fehleisen, a. a. O., S. 2
- 23 Wie Anm. 22
- 24 Schubart, Bd. I, S. 84
- 25 Desgl., Bd. I, S. 68
- 26 Desgl., Bd. VII, S. 257
- 27 G. Fehleisen, a. a. O., S. 3
- 28 Schubart, Bd. I, S. 69
- 29 Eugen Nägele, a. a. O., S. 167
- 30 Schubart, Bd. I, S. 99
- 31 Eugen Nägele, a. a. O., S. 165, 166
- 32 Schubart, Bd. VII, S. 249
- 33 Eugen Nägele, a. a. O., S. 168
- 34 Schubart, Bd. VII, S. 248, 249, 252
- 35 Desgl., Bd. V, S. 14
- 36 Desgl., Bd. V, S. 340
- 37 Desgl., Bd. V, S. 15
- 38 Desgl., Bd. V, S. 50
- 39 Wie Anm. 38
- 40 Wie Anm. 38
- 41 Schubart, Bd. V, S. 350
- 42 Desgl., Bd. V, S. 351
- 43 Desgl., Bd. V, S. 44
- 44 Desgl., Bd. V, S. 76, 77
- 45 Desgl., Bd. V, S. 107
- 46 Desgl., Bd. V, S. 110, 112
- 47 Desgl., Bd. V, S. 165
- 48 Desgl., Bd. V, S. 87

- 49 Desgl., Bd. V, S. 278, 279
 50 Desgl., Bd. V, S. 252
 51 Desgl., Bd. V, S. 44, 45
 52 Desgl., Bd. VII, S. 238
 53 Desgl., Bd. VIII, S. 199
 54 Desgl., Bd. VII, S. 263
 55 Desgl., Bd. VI, S. 36
 56 Desgl., Bd. VI, S. 132
 57 Desgl., Bd. VIII, S. 273
 58 Desgl., Bd. VI, S. 132–138
 59 Desgl., Bd. III, S. 7
 60 Desgl., Bd. III, S. 10, 11
 61 Desgl., Bd. VIII, S. 12
 62 Desgl., Bd. VIII, S. 42
 63 Wie Anm. 62
 64 Schubart, Bd. VIII, S. 43
 65 Desgl., Bd. VII, S. 200
 66 Desgl., Bd. VIII, S. 131
 67 Desgl., Bd. VIII, S. 125
 68 Desgl., Bd. VIII, S. 196, 197
 69 Desgl., Bd. VI, S. 156
 70 Desgl., Bd. VIII, S. 37
 71 Desgl., Bd. VI, S. 194
 72 Desgl., Bd. VI, S. 212
 73 Desgl., Bd. VI, S. 196
 74 Desgl., Bd. VI, S. 255
 75 Desgl., Bd. VI, S. 210
 76 Desgl., Bd. VIII, S. 319
 77 Desgl., Bd. VII, S. 184, 185
 78 Desgl., Bd. VIII, S. 328
 79 Desgl., Bd. VIII, S. 216
 80 Desgl., Bd. VIII, S. 229
 81 Desgl., Bd. I, S. 88
 82 Wie Anm. 81
 83 Schubart, Bd. VIII, S. 61, 62
 84 Desgl., Bd. VIII, S. 276
 85 Desgl., Bd. VIII, S. 332
 86 Desgl., Bd. VI, S. 286; Bd. VIII, S. 150
 87 Desgl., Bd. VI, S. 213, 214
 88 Erhard Meissner, Christian Friedrich Daniel Schubart – Freiheitskämpfer oder Untertan?, in: Ellwanger Jahrbuch 1977/78, S. 168–186
 89 Schubart, Bd. VIII, S. 47
 90 Desgl., Bd. VIII, S. 19
 91 Desgl., Bd. IV, S. 300